

Romantischer Reißer

«La Gioconda» in Bielefeld

Eine Wiedergutmachung an einem zu Unrecht vergessenen Werk? So könnte man Bielefelds Einsatz für Almilcare Ponchiellis in Italien schon längst wieder gefeierter Oper «La Gioconda» (Die Lächelnde, Die Fröhliche) aus dem Jahre 1876, die seit 21 Jahren nicht mehr auf einer deutschen Bühne zu erleben war, werten. Ponchiellis Musik, angesiedelt in der Mitte zwischen Verdi und Puccini (dessen Lehrer er war, ebenso von Pietro Mascagni, was man durchaus heraushören kann in seiner «Cavalleria rusticana»), besitzt dramatische Wucht und romantische Sinnlichkeit – die lyrische Qualität bei der Melodienführung erreicht diejenige bei Gounod oder Meyerbeer, denen Ponchielli wiederum nahestand, nicht. Die Komposition hält dennoch Vergleichen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stand. Ponchielli schrieb typisch italienische Oper mit fulminanten Steigerungen, virtuosem Atem und rhythmischer Biagsamkeit. Daß «La Gioconda» (nach einem berühmten Gemälde von da Vinci) in Deutschland fast ausschließlich auf den «Tanz der Stunden» und

auf die Tenor-Arie des Enzo «Himmel und Meer» vom Musikmarkt verramscht wurde, ist bedauerlich – Bielefeld weist den Weg zu einer neuen Auseinandersetzung mit diesem «Schinken».

Mit diesem Begriff wären wir bei den Problemen dieser episch breiten Oper Ponchiellis (1834–1886), dessen andere Bühnenwerke ebenfalls noch auf eine Entdeckung für die deutschen Häuser warten: denn die Story, die Arrigo Boito (hier unter dem Anagramm «Tobia Gorrio») nach Victor Hugos Trauerspiel «Angelo, Tyrann von Padua» verfaßte, bietet eine seltene Ansammlung an Schauerlichkeiten und Gruseleien. Hexenverfolgung und Mord, Verkleidungskünste und Kampf auf dem Wasser, Denunziantentum und Liebesleid, verlorene Ehre und Selbstmord, Giftmischerei und Opfertum – sechs Menschen in tragischer Verkettung. Soviel mutet Boito, der Hugos Vorlage in etlichen Punkten abänderte (Beispiel: er verlegte die Handlung ins attraktivere Venedig mit seinem fatalen Regime der «Zehn»), dem Publikum zu. Zuviel vielleicht für

heute – auch wenn wir wieder Sinn für romantischen Überschwang haben. Siehe «Troubadour».

Doch hätte Regisseur Kai Braak schon mehr Licht in die fabelhafte Fabel bringen sollen – er hätte streichen und knappen sollen, um einigermaßen logischen Gesetzen folgen zu können. Er klebt beinahe naiv am Libretto, dabei weiß er routiniert und stilsicher Gruppierungen zu bilden, Konflikt-Arrangements auszutüfteln und die Charaktere zu formen. In ähnlicher Weise verfährt Ausstatter Axel Schmitt-Falckenberg: seine Szenarien haben weder allegorische Werte noch monumentale Gestalt. Es sind schlichte Rahmen für das Ausleben heroisch-katastrophaler Situationen.

Und darum geht es: Die Sängerin «La Gioconda» (warum sie so heißt, wird nicht verraten) rettet ihren verlorenen Geliebten Enzo, der sich seiner früheren Liebe Laura, inzwischen Gattin des venezianischen Inquisitors Alvise, zuwendet, vor Gefangenschaft und Tod. Sie selbst opfert sich – doch bevor der Bösewicht Barnaba sie mißbrauchen kann, ersticht sie sich. Die «Lächelnde» hat ausgelächelt.

Ein Reißer, fuhrwahr. Anton Mariks Dirigat läßt – bei aller Kontrolle des «Apparats» – Ponchiellis feurig-federnder Musik mit schmetternder Italianità freien Lauf. Das Orchester, durchaus dankbar bedient, kann Glut und

Klangschönheit «verströmen». Marik baut die Musikdramaturgie sicher und geschmackvoll auf: wo die Musik poltert, darf es auch das Orchester, wo tänzerisches Filigran («Tanz der Stunden» – die Choreographie Jana Stankovas wirkt wie eine Einlage) verlangt wird, wirkt Mariks Leitung biegsam und schlank.

Ponchiellis Opernvermögen – «La Gioconda» war «der» Erfolg zu seinen Lebzeiten – benötigt große, italienische Stimmen. Bielefelds Ensemble kann dieser Forderung bemerkenswert gut nachkommen. Gudrun Volkert – eine mit dem großem Umfang der Titelpartie zuverlässig umgehende Sopranistin, Rodney Godshall – ein gestandener, nobler Bassist (Alvise), dem man etwas mehr Charakterfarbe in der Darstellung gewünscht hätte, Krystyna Michalowska als Laura – der Mezzosopran aus Polen ließ sich wegen Indisponiertheit entschuldigen, stand die heikle Partie jedoch mit Anstand durch, **Zachos Terzakis als Enzo – ein «italienischer» Belegant-Tenor mit stimmlicher Fitneß**, Richard Malone als Barnaba – ein Finsterling mit baritonaler Souveränität (Ponchielli machte den Anfang mit der Festlegung des Bariton-Bösewichts), Erika Florack als blinde Gioconda-Mutter – eine Altistin mit schönem Ausdruck: insgesamt ein klug abgestimmtes Team technisch solider Stimmen.

Der reichlich steif singende Chor (Horst Petruschke) und Vertreter kleinerer Partien sowie das wendig tanzende Ballett vervollständigten das «Komplettangebot» dieses langen Opernabends.

Jörg Loskill

Bielefeld: Szene aus Ponchiellis «La Gioconda» – Foto Heermann



PONCHIELLI: «LA GIOCONDA». Premiere am 22. Mai 1982. Inszenierung: Kai Braak; musikalische Leitung: Anton Marik; Ausstattung: Axel Schmitt Falckenberg; Choreographie: Jana Stankova; Choreinstudierung: Horst Petruschke. Solisten: Gudrun Volkert (La Gioconda), Krystyna Michalowska (Laura), Rodney Godshall (Alvise Badoero), Erika Florack (La Cieca), Zachos Terzakis (Enzo), Richard Malone (Barnaba), Horst Emanuel (Zuane), Richard Panzner (Isepo) u. a.